



Meryl Streep bietet in der Titelrolle von Stephen Frears' Film «Florence Foster Jenkins» eine hinreissende, so charmante wie schräge Vorstellung.

NICK WALL

## New York findet den Superstar

Warum die selbsternannte Opernsängerin Florence Foster Jenkins eine so zeitgemässe Kinofigur ist

SUSANNE OSTWALD

Man müsse die Noten schon sehr genau kennen, um sie so exakt verfehlen zu können. Das Wort eines Bewunderers der Florence Foster Jenkins brachte ihr frappierendes Unvermögen, Töne zu treffen, auf den Punkt – und zeugt zugleich von der liebevoll-ironischen Bewunderung, die ihr entgegenschlug. Sie war mitnichten nur ein Opfer des Spotts, sondern *das* Konzertereignis im New York der Kriegsjahre: Florence Foster Jenkins (1868–1944), eine reiche Erbin, die sich durch nichts von ihrem Traum einer Gesangskarriere abbringen liess. Für handverlesenes Publikum erfüllte sie die anspruchsvollsten Opernarien szenisch mit Leben – und massakrierte sie stimmlich. Da sie sogar eine Schallplatte aufnahm, ist auch die Nachwelt in den Genuss ihres Wirkens gekommen. Mehr noch: von jeher inspiriert sie Kunstschaaffende durch ihre unbeirrte Art, ihre Begeisterung, ihren Mut. So auch drei Filmemacher, die sich jüngst ihrer famosen Geschichte auf verschiedene Weisen genähert haben.

### Exzentrisch und schillernd

Dass Florence Foster Jenkins über siebzig Jahre nach ihrem Tod jetzt wieder zu neuen Ehren gelangt, mag mit einem populären Phänomen unserer heutigen Öffentlichkeit zusammenhängen: den Casting- und Talentshows sowie den Youtube-Stars, die ein Millionenpublikum finden. Dieses delectiert sich weniger an künstlerischen Höchstleistungen; vielmehr ergötzt es sich an schrägen Gestalten mit schrägen Zähnen, die «Nes-sun dorma» interpretieren oder sich anderweitig exponieren. Dabei vermischen sich Bewunderung, Mitleid und Häme zu jener Gefühls-Melange, die auch für Florence Foster Jenkins' Publikum charakteristisch war – und die von der Interpretin richtig eingeschätzt wurde: «Manche sagen, ich könne nicht singen, aber niemand kann sagen, ich habe nicht gesungen.»

Zwei Filmregisseure aber glauben, die selbsternannte Diva habe unter

krankhaftem Realitätsverlust gelitten, bedingt vor allem durch eine Syphiliserkrankung, die indes gar nicht zweifelsfrei belegt ist. Der 1967 geborene deutsche Filmemacher Ralf Pleger erzählt «Die Florence Foster Jenkins Story» als Mischung aus Dokumentation und Nachinszenierung, wobei die Opernsängerin Joyce DiDonato in die Titelrolle schlüpft – eine glatte Fehlbesetzung. Gewiss, Foster Jenkins war exzentrisch, aber muss man sie deswegen mit einem Schuh (statt eines Hutes) auf dem Kopf ausstaffieren? DiDonato, die gar nicht ausreichend schief singen kann (kaum jemals lässt der Film die alten Originalaufnahmen hören), interpretiert die Arien vielmehr so, wie Pleger glaubt, dass die Foster Jenkins sie in ihrem eigenen Kopf gehört habe: als Wohlklang. Diese Annahme stützen einige zumeist selbsternannte Experten, die Pleger interviewt hat und die, wie vor allem der überhebliche amerikanische Publizist Gregor Benko, in erster Linie Diffamierung betreiben. Er bezichtigt Foster Jenkins der Eitelkeit sowie eines übersteigerten Ehrgeizes und Drangs zur Selbstdarstellung. Er argumentiert ohne Sympathie – und daher gelingt es ihm nicht, die anhaltende Faszination für diese schillernde Frau zu erfassen.

Bereits im vergangenen Jahr stellte der französische Filmemacher Xavier Giannoli seinen Film «Marguerite» vor, der von Foster Jenkins' Geschichte inspiriert, jedoch im Frankreich der 1920er Jahre angesiedelt ist. Auch hier wird unterstellt, die Sängerin von eigenen Gnaden habe unter Wahnvorstellungen gelitten, von denen sie am Ende des Films mittels Schocktherapie geheilt werden soll; der deprimierende Schluss will sich nicht zum sonst humorvollen Tenor des Films und Catherine Frotts hinreissender Darstellung fügen. Auch für Giannoli ist es, dem grassierenden Selfmade-Ruhm zum Trotz, schwer zu verstehen, dass Menschen nicht gleich psychotisch sein müssen, wenn sie einer durch kein Talent gestützten Leidenschaft fürs Singen frönen.

So bleibt es dem Charmeur Stephen Frears überlassen, die richtige Tonlage

zu treffen. In seinem Schaffen hat es der britische Regisseur stets verstanden, Ernst und Humor taktvoll auszubalancieren, am eindrucklichsten in «The Queen» (2006). Auch in seinem schlicht «Florence Foster Jenkins» betitelten neuen Film schlägt er die richtigen Akkorde an, zwischen Dur und Moll changierend, wie der Gesang seiner Protagonistin. Und wie schon in seinem Biopic über die englische Königin, brillant verkörpert von Helen Mirren, kann er wieder auf die Kunst einer überragenden Schauspielerin setzen: Meryl Streep. Einfach hinreissend, wie sie mit koketem Augenaufschlag diese zwischen Verlegenheit und Selbstbewusstsein oszillierende Persönlichkeit spielt, mit liebevollem Ernst und feiner Ironie. Es gibt viel zu lachen, vor allem freilich bei den Gesangsnummern, und doch geben Frears und Streep die Figur nie der Lächerlichkeit preis.

### Wahre Liebe, echtes Glück

So sehen wir Meryl alias Florence als «Engel der Inspiration» vom Schnürboden gen Bühne schweben, in einer Aufführung des von ihr gegründeten Verdi-Klubs. Oder als blondmähige Walküre. Oder, auf dem Höhepunkt ihres Schaffens (wenn auch nicht ihrer Stimme), als Königin der Nacht. «Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen», kreischt sie so einnehmend, dass Mozart keine Grabesruhe mehr findet. Es ist ein gleichermaßen witziges wie rührendes Spektakel, das muss auch der engagierte Pianist Cosme McMoon (Simon Helberg) erkennen, der ohne sie wohl nie auf die Bühne der ehrwürdigen Carnegie Hall gefunden hätte, wo Foster Jenkins im Alter von 76 Jahren kurz vor ihrem Tod ihren grössten Triumph feierte. Ein paar Dutzend Blocks weiter nördlich in Manhattan, im Harlemer Apollo Theater, wäre sie bei der legendären Amateur Night, einer frühen Live-Variante der Talentshows, bei der etwa Ella Fitzgerald entdeckt wurde, wohl eher mit dem grossen Schaumstoffhammer, der dort zum Einsatz kommt, von der Bühne gejagt worden.

Florence Foster Jenkins war eine aufrichtige Musikliebhaberin, der in Frears' Film beim Hören einer wunderbaren gesungenen Arie schon einmal Tränen vor Glück die Wangen hinunter kullern – wie sollte sie nicht die Diskrepanz zu ihren eigenen akustischen Emissionen erkannt haben? Es geht hier nicht um Qualität, sondern um wahre Liebe und erfülltes Lebensglück, das ihrer Zuhörer wie ihr eigenes. Und zwar auch im Hinblick auf «Bunnys» innige, platonische Beziehung zu ihrem Mann St. Clair Bayfield, im Film mit viel Herz von Hugh Grant gespielt. Er hielt ihr 25 Jahre lang, bis zu ihrem Tod, die Treue, unterstützte und bestärkte sie in ihrem Tun, während er gleichzeitig ein Verhältnis zu einer anderen Frau pflegte.

Von Betrug kann keine Rede sein; vielmehr war es eine Beziehung, deren Modernität dem emanzipatorischen Denken Foster Jenkins' entsprach, die sich nach der Scheidung von ihrem ersten Mann, einem Tunichtgut, wieder ihren Mädchennamen zurücknahm (ein damals ungehöriger Akt) und sich der Suffragettenbewegung anschloss. Die feministische Dimension ihres Wirkens wird oft unterschlagen oder unterschätzt.

Florence Foster Jenkins hat sich nicht einschüchtern lassen – auch nicht von den Absichten der Komponisten, wie ein Musikkritiker anerkennend bemerkte. Schade, dass es keine Filmaufnahmen von ihr gibt – sie könnten unter dem Titel «NYFDS» im Fernsehen laufen: «New York findet den Superstar».

●●●● «Florence Foster Jenkins»: ab Donnerstag im Lunkhino im **Arthouse Le Paris**, regulärer Start am 24. November.

●●○○ «Die Florence Foster Jenkins Story»: Ab Donnerstag im **Arthouse Uto** in Zürich.

●●○○ «Marguerite» («Madame Marguerite oder Die Kunst der schiefen Töne») auf DVD (Concorde Home Entertainment).

Originalaufnahme auf CD: Florence Foster Jenkins: The Glory (????) of the Human Voice. Florence Foster Jenkins, Soprano, Cosme McMoon at the Piano. RCA Victor Gold Seal 09026 61175-2.

## Danke, Zug!

20 Jahre Übersetzer-Stipendium

as. · Zwanzig Jahre ist es her, dass sich rund 140 Übersetzerinnen und Übersetzer bei der Frankfurter Buchmesse in einem offenen Brief gegen die miserablen Konditionen zur Wehr setzten, die ihrem Berufsstand auferlegt waren. Im selben Jahr wurde der Verein Dialog-Werkstatt Zug ins Leben gerufen, der ein Zeichen gegen diesen Missstand setzen wollte – mit dem grosszügigsten Stipendium, das im deutschen Sprachraum für übersetzerische Leistungen ausgerichtet wird. Alle zwei Jahre entscheidet eine Fachjury über die Vergabe des mit 50 000 Franken dotierten Unterstützungsbeitrags, seit 2003 gibt es zudem einen Anerkennungspreis über einen Betrag von 10 000 Franken.

Deutschsprachige Leser verdanken der Auszeichnung hochkarätige Neuübertragungen von Klassikern – etwa «Don Quijote» oder Bruno Schulz' «Die Zimtläden» – und Marksteine der Gegenwartsliteratur wie die «Parallelschichten» von Péter Nádas oder den Abschlussband von Mircea Cartarescus «Orbitor»-Trilogie. Aber der Verein, der mittlerweile unter dem Namen Zuger Übersetzer firmiert, unterstützt auch weniger Bekanntes und Avantgardistisches: So etwa den vertrackten Roman «Witz» des 1980 geborenen US-Amerikaners Joshua Cohen.

Sein Zwanzig-Jahre-Jubiläum feiert der Verein Zuger Übersetzer dieser Tage mit einer Reihe von Veranstaltungen. Eröffnet wird sie am 16. November mit einer Lesung der Ungarin Terézia Mora (20 Uhr), am 17. November folgt ein Vortrag der Übersetzerin Gabriele Leupold über Leben und Werk von Warlam Schalamow (20 Uhr). Joshua Cohen und sein Übersetzer Ulrich Blumenbach sind am 18. November um 20.30 Uhr zu hören, davor wird um 18.30 Uhr die Jubiläumsschrift «Wörter wiegen» vorgestellt. In der Shedhalle Zug, wo diese Veranstaltungen stattfinden, läuft zudem vom 16. bis 19. November eine Ausstellung zum Thema «Graphic Novel – die Kunst der Übersetzung».

## Salzburg 2017: Mut zur Moderne

(dpa)/wdh. · In seiner ersten Saison präsentiert Markus Hinterhäuser, der neue Intendant der Salzburger Festspiele, fünf Opernneuinszenierungen, drei davon aus dem 20. Jahrhundert. In politisch turbulenten Zeiten seien bestimmte Stücke besonders geeignet, «Strategien der Macht» offenzulegen, sagte Hinterhäuser. Neben Reimanns «Lear» unter Franz Welser-Möst (Regie: Simon Stone) stehen Bergs «Wozzeck» mit Matthias Goerne (Regie: William Kentridge) sowie Dmitri Schostakowitschs «Lady Macbeth von Mzensk», dirigiert von Mariss Jansons, auf dem Programm (Regie: Andreas Kriegenburg).

Darüber hinaus gibt Anna Netrebko ihr Debüt in Verdis «Aida» unter der Leitung von Riccardo Muti. Regie führt die iranische Filmemacherin Shirin Neshat. Zur Eröffnung inszeniert Peter Sellars Mozarts «La clemenza di Tito», die Themen wie Haltung und Milde gegenüber politischen Kontrahenten reflektiert. Am Pult steht Teodor Currentzis. Wie auch am Sommerfestival in Luzern wird der Alte-Musik-Spezialist John Eliot Gardiner die drei erhaltenen Opern Claudio Monteverdis in halb-szenischen Aufführungen präsentieren. Eine neue Konzertreihe für moderne Musik mit dem Titel «Zeit mit...» ist dem französischen Spektralist Gérard Grisey und dem Werkkosmos Dmitri Schostakowitschs gewidmet.

Die wichtigste Neuigkeit im Schauspielprogramm: Tobias Moretti wird Salzburgs «Jedermann». Daneben hat die neue Schauspielchefin Bettina Hering vier Neuinszenierungen angesetzt: Harold Pinters «Geburtsstagsfeier» in der Regie von Andrea Breth, Hauptmanns «Rose Bernd» (Regie: Karin Henkel), Horváths «Kasimir und Karoline» sowie Wedekinds «Lulu» in der Lesart der Filmregisseurin Athina Rachel Tsangari.